

Mr. O'Neill, wie kamen Sie zur Musik?

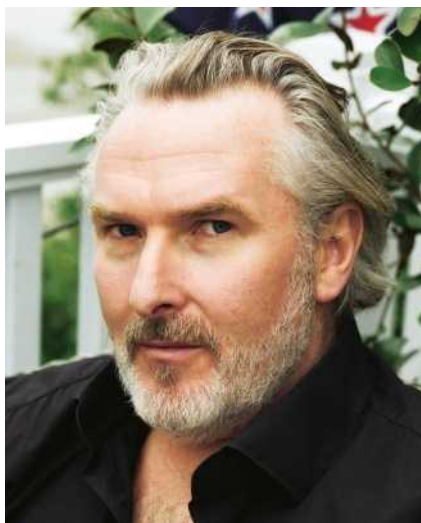
Musik war schon immer mein Leben. Ich lernte Klavierspielen und später, auf Empfehlung eines Arztes, Tuba. Das sollte mein Asthma lindern und war der Start meiner musikalischen Laufbahn. Da ich keine Lust hatte, Ministrant zu werden, spielte ich in der Kirche Orgel und fing an, im Chor zu singen. 1991 hatte ich dann das prägende Erlebnis: Ich sah die drei Tenöre. Alle drei sind fantastische Sänger, aber Pavarotti ist mein absolutes Idol. Ihn habe ich ziemlich intensiv studiert. Jeder Musiker übt viel, doch ich saß wirklich ununterbrochen zu Hause und sang jede Rolle durch. Anstatt auszugehen, übte ich wie verrückt. Und ich habe nie an mir und meinem Ziel gezweifelt.

Sind Sie ein emotionaler Mensch?

Ich bin eher der coole Typ, der sich über nichts aufregt. Wenn der Regisseur sagt: »Du singst jetzt kopfüber«, dann mach ich das auch. *Götterdämmerung* habe ich kopfüber gesungen. Das war schwer, und ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich gut klang. Manchmal wird mir mein Selbstvertrauen als Arroganz ausgelegt, aber das stimmt nicht. Ich sehe mich nicht als der große Heldentenor Simon O'Neill, sondern eher als junger Parsifal, der wie ein Schwamm Informationen aufsaugt. Ich sehe die Ritter auf dem Pferd in ihrer glänzenden Rüstung und will hinterher.

Sie traten auch in Bayreuth auf. Was ist das Besondere an diesen Festspielen?

Mein Lehrer Donald McIntyre arrangierte ein Vorsingen für mich bei Wolfgang Wagner für *Rheingold*. Ich war etwa 36, als man mir dann die zweite Besetzung des Lohengrin anbot, für den großartigen Jonas Kaufmann. Jonas wurde leider krank, und so gab ich mein Debüt als Lohengrin. Im Jahr danach hatte ich dann mein Debüt als Parsifal. Das war einfach ein absolut unglaubliches Erlebnis. Bei jedem Auftritt als Parsifal nahm ich mir vor, nicht emotional zu werden, und jedes Mal brach ich beim Erlöser-Chor in Tränen aus. Ich stand da oben, sang und war unfassbar stolz, stolz auf meine Fami-



Simon O'Neill,

47, stammt aus Neuseeland. Er ist einer der renommiertesten Heldentenöre und singt an allen großen Opernhäusern. Ab dem 16. September ist er in der Berliner Staatsoper zu sehen, als Kaiser in »Die Frau ohne Schatten«

lie, auf Neuseeland und auf mich selbst. Abgesehen von meiner Ehe, meiner wundervollen Frau und meinen drei Kindern war Parsifal das Größte in meinem Leben.

Wie hat sich Ihr Leben verändert, als Sie geheiratet und Kinder bekommen haben?

Absolut zum Positiven. Meine Frau ist eine sehr erfolgreiche Anwältin. Sie lebte in London, ich in New York. Mittlerweile haben wir drei Kinder und wohnen in Neuseeland. Ich bin neun Monate im Jahr unterwegs, in einem Jahr umrunde ich die Erde ungefähr 20-mal. Meine Frau ist also quasi alleinerziehend. Sie ist die absolute Superfrau, und sie hat meine Karriere unglaublich unterstützt. Wir sind ein gutes Team. Sie ist meine Trophäe, aber ich bin auch ihre. Wenn wir andere Anwälte treffen, gibt sie mir an. Es ist sehr schwer, immer so lange von meiner Familie getrennt zu sein. Aber jeden Morgen um sieben Uhr bin ich am iPad mit dabei, wenn sie frühstücken. Wo auch immer ich gerade bin.

Die meisten Leute denken, mein Leben sei immer Glamour. Anfang des Jahres sang ich das Silvesterkonzert mit Daniel Barenboim. Danach kehrte ich zurück in meine kleine Wohnung in Berlin-Mitte. Es war der 1. Januar, und ich fühlte mich sehr einsam.

Mussten Sie in Ihrer Karriere einmal gerettet werden?

Mit 23 Jahren sang ich in Christchurch Rodolfo in *La Bohème*. Und ich war ziemlich krank. Schon nach der ersten Zeile musste ich eine Oktave tiefer gehen. Auf einmal schmeckte ich Blut in meinem Mund und bekam wahnsinnige Angst, meine Stimmbänder beschädigt zu haben. Da fing ich mitten auf der Bühne an zu weinen. Ich musste ins Krankenhaus, und am nächsten Tag wurde ich gefeuert. Es war ein Gefühl, als ginge die Welt unter. Meine Frau meinte: Ich glaube, du solltest jetzt nach New York gehen und dort richtig singen lernen. Das war eine große Krise, die mich hätte vernichten können.

Was zeichnet einen Helden-tenor aus?

Ich versuche, nicht nur mit dem Körper, sondern auch mit der Stimme immer ein Held zu sein. Sobald ich die Bühne betrete, bin ich von Kopf bis Fuß angespannt. Und ich meine die gute Art von Spannung. Es ist wie beim Bogenschießen – du spannst den Bogen, hältst und dann: Bäng! Wenn Sänger schlaff und blutleer singen, werde ich richtig wütend. Große Sänger sind Energiespender, wie kleine Kernreaktoren, voller Energie, die nach außen strömt. Das spürt das Publikum natürlich auch. Nach diesem Gefühl bin ich süchtig. Ich bin kein großer Trinker, rauche nicht, nehme keine Drogen. Aber nach dieser Musik bin ich süchtig, vor allem nach Wagner. Alles andere ordne ich dieser Musik unter. ◆

Das Gespräch führte Herlinde Koelbl. Sie ist Fotografin und gehört neben dem Psychologen Louis Lewitan, Evelyn Finger, Anna Kemper, Ijoma Mangold, Christine Meffert und Khuê Phạm zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe